und weltliche Gesetzgebung gehandelt, und ihm nachgerühmt, daß er seit seiner Kaiserkrönung seinen Beruf als christlicher Fürst immer besser verstanden habe (S. 331). Aber gleich die chronologische Anordnung der Synoden in den nächsten Jahren nach der Krönung ist verwirrt: weder die Zweifel von Waitz III 284 werden beachtet, noch die Ausführungen von Boretius erwähnt; auch die Behauptung, es sei damals die lex Saxonum abgeschafft und das salische Recht in Sachsen eingeführt, verträgt sich mit den von Boretius gewonnenen Ergebnissen nicht. Um so sorgfältiger werden das fortgesetzt gespannte Verhältniß zu Leo III. und die Beziehungen zum griechischen Reich dargestellt, auf die für die weitere Durchführung der Ideen des Kaiserthums so viel ankam. Ueberhaupt legt ja der Vf. ein besonderes Gewicht auf den universalen Charakter von Karls Herrschaft, und da dieser vorzugsweise auf der Stellung beruht, welche Karl in der Kirche und zu den die christliche Welt bewegenden Fragen einnimmt, so war es gerechtfertigt, diese beiden Seiten seiner Herrscherthätigkeit vorzugsweise hervorzukehren. Auch über das Verhältniß Karls zum Pabst trifft im Ganzen die Auffassung zu; als Zeugniß, wie Karl es versteht, dienen dessen Worte in seinem Schreiben an Leo 796: „Unsere Aufgabe ist, nach außen die Kirche Christi gegen die Plünderungen durch Heiden und Ungläubige mit den Waffen zu vertheidigen und im Inneren die Erkenntniß des katholischen Glaubens zu befestigen, Eure Aufgabe, H. Vater, unsere Heere durch Gebet zu unterstützen, damit durch Eure Fürsprache das christliche Volk den Sieg davontrage über seine Feinde". Und Karls Anordnung in der Reichstheilung von 806: „Die 3 Brüder mögen den Schutz der Kirche des H. Petrus übernehmen, damit sie ihr Recht erhalte, so weit es die Brüder selbst anginge und es die Klugheit verlange".

So sind in dieser Arbeit Licht- und Schattenseiten bunt durchmischt: die große Fahrlässigkeit in der Behandlung der Quellen und besonders der Citate erregt nothwendig Mißtrauen gegen die Zuverlässigkeit; aber trotz dieser peinlichen Beigabe bleiben der werthvollen Ergebnisse noch manche übrig, und Niemand wird das Buch aus der Hand legen, ohne neue Anregungen dadurch empfangen zu haben. Sigurd Abel.

Ernest, Graf zu Mansfeld (1580—1626) von Ludwig Grafen Uetterodt von Scharffenberg. 8. (XII u. 750 S.) Gotha 1867, Perthes.

Im vorigen Jahrgang der Zeitschrift statteten wir Bericht ab über Villermonts Ernest de Mansfeldt und machten auf die darin ausge-

sprochenen maßlosen ultramontanen Tendenzen aufmerksam, ohne jedoch den reichen Zuwachs an archivalischem Material, den uns der Vf. für eine zukünftige Geschichte des dreißigjährigen Krieges darbot, zu verkennen. Wir hätten nicht geglaubt, binnen Jahresfrist eine neue Lebensbeschreibung des interessanten Condottiere zu erhalten, und zwar eine solche, die vom entgegengesetzten Standpunkte aus geschrieben, wegen derselben maßlosen Uebertreibungen das historische Urtheil unbefriedigt läßt. War für Villermont Mansfeld nichts als ein gemeiner Straßenräuber, so wird er unter Uetterodts Händen zum „unglücklichen aber standhaften Vorkämpfer für deutsche Glaubens- und Gewissensfreiheit, Recht und Licht", und „erhebt sich in verklärter Gestalt aus den bewegten Fluthen des Lebens, gleich einem mächtigen Fels, fortwirkend unter kommenden Geschlechtern". Diejenigen, welche in diese überschwänglichen Lobpreisungen nicht einstimmen wollen, werden zu dem „Heer der Pygmäen gezählt, welche der rollende Zeitstrom von dannen spült"; ein recht energischer Haß gegen die römische Kirche macht sich überall Luft, das Pabstthum wird zum „nimmersatten Vampyr" u. s. w. So geht durch die ganze Arbeit ein Zug der Uebertreibung, welcher dem eigenen Helden verderblich wird. Das formell so zu tadelnde Werk kann auch in sachlicher Hinsicht nicht sehr hoch gestellt werden. Wirklich neues Material ist nur in sehr beschränktem Maße hinzugekommen, und in diesem Punkte läßt sich das neue Leben Mansfelds nicht entfernt mit demjenigen Villermonts vergleichen, das hier an viel zahlreichern Stellen als bei Uetterodt angegeben, zur Quelle gedient hat. Im Dresdener Archiv, das der Vf. benutzte, sind gewiß andere Schätze zu heben, als die wenigen Fascikeln, aus denen uns Einiges mitgetheilt wird. Die Flugschriftenliteratur, auf die seit einiger Zeit mit Recht wieder viel Gewicht gelegt wird, ist gar nicht benutzt worden; denn Referent glaubt dem Verfasser mit der Behauptung nicht Unrecht zu thun, die sämmtlichen einschlagenden Citate, die in den ersten Capiteln des Buches hie und da erscheinen, seien aus seiner eigenen Schrift, „Graf Ernst von Mansfeld im böhmischen Krieg", geschöpft; sonst hat er noch einige Titel aus Niemanns Werke über die Grafen von Mansfeld abgeschrieben, vielleicht auch noch die Acta Mansfeldica in Händen gehabt. Von C. Fischers Abhandlung de scriptis Mansfeldicis, die ihm die beste Anleitung hätte geben können, hat er nichts gewußt; zu allen dort erwähnten Flugschriften kommt noch eine

ganze Reihe anderer, der „Bayerische Feldzug", der „Bericht aus Waydhausen" von Alideyn Unpartheiisch, das „Gespräch Kuntz Knollens", die »Occupatio Episcopatus Spirensis«, die »Gigantomachia Mansfeldiana«, der »Aiguillon d'honneur«, u. a. m. Das ganze Leben Mansfelds läßt sich aus fliegenden Blättern bestens documentiren, und es ist höchst bedauerlich, daß eine so reiche Quelle ganz vernachlässigt worden ist.

Ein rasches Durchgehen des Werkes wird zu einzelnen Berichtigungen Anlaß geben. Graf Peter Ernst, Mansfelds Vater, starb nicht im Dezember 1604, sondern am 25. Mai 1604. Seine angebliche dritte Frau „Madame Mallyni" (wohl seine Geliebte, Frau von Mailly), kann seit Villermont gestrichen werden. Khevenhillers Citate haben keine Autorität bei fehlenden besseren Zeugnissen und sonstigen Gegenbeweisen; überhaupt sollte der Verfasser wissen, daß der Compilator der Khevenhillerschen Annalen, da wo er nicht über des Grafen eigene Thätigkeit nach dessen Papieren berichtet, zumeist nichts als Excerpte aus dem Theatrum Europaeum u. s. w. bietet. Welches die Thätigkeit Mansfelds zwischen dem Schluß des straßburg-bischöflichen Krieges und seinem Eintritt in savoyische Dienste gewesen, war bis jetzt unaufgeklärt und drei Jahre seines Lebens blieben im Verborgenen; gegen diese Ansicht des Referenten spricht der Verfasser und behauptet dasselbe nur für ein Jahr; dagegen ist zu bemerken, daß, wenn er von einem zweijährigen Aufenthalt am Anspacher Hofe redet, dies doch eben nur eine, allerdings wahrscheinliche, Vermuthung ist, für die er keine weitern Beweise vorzubringen hat. Die Schilderung Deutschlands vor dem dreißigjährigen Kriege scheint mir etwas allzusehr ins Schöne gefärbt zu sein; jedenfalls war Deutschland nicht reicher damals als es jetzt ist; daß gleich hier, ehe noch der Kampf begonnen, alle Greuel des Krieges in ihrer grellsten Coloratur vorgeführt werden, ist auch ein Anordnungsfehler. Wegen der Verhandlungen mit Savoyen wird dem „Thüringer Degen" Mansfeld unverwelkliches Verdienst vindicirt; trotz allem hier Vorgebrachtem kann ich mich noch immer nicht entschließen in dem Tractat von Rivoli etwas Anderes als eine von vornherein unausführbare Chimäre zu erblicken, die übrigens jedenfalls nicht allein von Mansfeld erdacht worden ist. Ueber den böhmischen Krieg erfahren wir im Ganzen nichts Neues; nur gegen Ende desselben sind einige unbekannte Archivalien aus Dresden benutzt worden,

wofür wir dem Verfasser unsern Dank mit dem Bedauern aussprechen, daß er nicht noch mehrere der — nach beigegebener Registrande — daselbst befindlichen Stücke veröffentlicht habe. Nach der Schlacht bei Prag stellt Graf Uetterodt seinen Helden als einen zweiten Hannibal dar, entschlossen „ohne gleiches Beispiel in der Geschichte, einer Welt Trotz zu bieten, ohne andre Aussicht auf Hilfe als die des allmächtigen Gottes". Es ist unverkennbar, daß er hier, wie an vielen anderen Orten, die religiös-pathetischen, officiellen Ergüsse Mansfelds für baare Münze genommen hat. Eine solche naive Ueberzeugung von der Tugend seines Helden ist nirgends weniger am Platz, als bei einer Beurtheilung des eben so schlauen als verwegenen Mansfeld. Die Scharmützel um Roßhaupt werden nach Tillys Berichten hier als eine große Schlacht geschildert. Es ist aber fraglich, ob es nicht in Tillys Interesse lag, um sein unverantwortlich langes Zaudern zu vertuschen, aus kleinen Gefechten so wichtige Zusammenstöße zu machen. Das Tagebuch von Alibeyn Unpartheiisch, in Mansfelds Lager verfaßt, ist viel bescheidener in seinen Ausdrücken. Bei den Verhandlungen in der Oberpfalz ist es auch, daß einmal von einem Brief des Herzogs Maximilian von Baiern, vom 18. Juli, die Rede ist, welcher „mit unglaublicher Schnelligkeit" von Straubing nach Görlitz ging, da der Kurfürst von Sachsen ihn schon am 19. beantwortete. Diese allerdings geradezu fabelhafte Schnelligkeit natürlich zu erklären, hätte der Verfasser sich nur zu erinnern brauchen, daß Maximilian seinen Brief nach dem neuen, Johann Georg den seinen nach dem alten Kalender datirte, und sein 19. daher der 29. Juli war. Mansfelds Treiben im Elsaß ist sehr lückenhaft geschildert; auch Villermont hat hier sehr wenig; einzelne gedruckte Arbeiten hätten berücksichtigt werden können, so die Historie d'Obernai von Gyß und eine Schilderung der Belagerung Zaberns von Dag. Fischer in der Revue d'Alsace. Reiches archivalisches Material ist übrigens in Straßburg vorhanden. Die kurz besprochenen Heirathsprojecte Mansfelds mit einer Durlacher Prinzessin scheinen mir sehr problematischer Natur, und eine nähere Besprechung der Quellen über diesen Punkt wäre wünschenswerth gewesen. Die Verhandlungen mit Frankreich vor der Schlacht von Fleurus sind sehr ungenau erzählt, da auch Villermont hier die französischen Archivalien, die er doch in der Collection de Harlay auf der Kaiserl. Bibliothek unter den Händen hatte, kaum benutzt hat. Von feindlichen Gesinnungen der beiden

Parteien kann nicht die Rede sein, höchstens von einer gelinden Angst der Franzosen. Der über die welsche Arglist so ergrimmte Verfasser scheint nicht zu wissen — was aus Flugschriften zu lernen war — daß Mansfeld damals schon eine französische Pension bezog und den Titel eines Colonel des troupes Flamandes de S. M. trug. Der Zug nach Ostfriesland wird als ein „grandioser Flibustierstreich" geschildert, weil er den Kampf eines „brutalen, von Rabulisten irregeleiteten Pöbels gegen ein legitimes Oberhaupt" unterstützte. Gerade hier jedoch ist die That – nicht die grausame Ausführung derselben — leicht zu vertheidigen, denn Mansfeld ging nur auf Wunsch der ihn erhaltenden Generalstaaten und im Solde Frankreichs dorthin. Die Frage, warum er so lang thatenlos verharrt, ist auch vom Grafen Uetterodt nicht befriedigend beantwortet worden. Der Totaleindruck seiner damaligen, in Paris theilweise vorhandenen Correspondenz ist wohl der, daß ihn Ludwig XIII. als immerwährendes Schreckmittel an der Flanke Deutschlands, dabei aber möglichst fern von seinen eigenen Landen halten wollte und so einem Feldzug am Rhein oder in den flandrischen Provinzen abgeneigt war. Das für diese Epoche aus dem Leben Mansfelds wichtige Werk von Winkelmann, Oldenburgische Friedens- und benachbarter Länder Kriegshistorie, welches seinen ganzen Briefwechsel mit dem Grafen Anton Günther von Oldenburg enthält, hat der Vf. nicht benutzt.

Vom Ende des Aufenthaltes in Ostfriesland an, wird das Werk bedeutend schwächer noch als bisher. Allerdings werden die Quellen mit dem Jahre 1624 seltener, aber die wichtigsten selbst sind nicht benutzt und scheinen nicht einmal dem Namen nach bekannt, so z. B. die Memorie recondite von Vittorio Siri, welche so sehr wichtig für die Unterhandlungen mit England und Frankreich sind. Von Rusdorf werden wohl einige Briefe — wahrscheinlich aus zweiter Hand — citirt, aber die zweibändige Sammlung ist nicht benutzt worden; auch die Arbeit von P. Goldschmidt über die evangelische Liga von 1624 hätte einigen Stoff bieten können. Zu erwähnen ist gleichfalls die in Kopenhagen erschienene Correspondenz Christians IV. von Dänemark, sowie die immer noch brauchbare Biographie dieses Königs von Niels Slange. Der letzte Abschnitt, die Geschichte Mansfelds von der Schlacht bei Dessau bis zu seinem Tode enthaltend, ist kaum in den allgemeinsten Umrissen gezeichnet. Der Tod Mansfelds wird unter der Feder unseres Verfassers

zu einer dramatischen Scene, in der, „mit den Worten: Seid einig, einig! der Held dem auflohenden Osten seine Seele entgegenhaucht." Eine solche Tendenz, die Geschichte mit Reminiscenzen tragischer Dichtkunst auszuschmücken, hat mit der Wissenschaft nichts mehr gemein. Daß Mansfeld arm starb — was dem Leser mit ungeheuern Lettern eingeprägt wird — kann noch nicht dazu berechtigen, ihn für einen „wahrhaft Gläubigen" anzusehen, „eingehend in das Land des Friedens und ewigen Lichtes". Wie man Mansfelds Geschichte jahrelang studirt haben kann, um schließlich in einem solchen Ton von ihm zu sprechen, ist uns unbegreiflich.

So spärlich die Zahl der Quellen, so überschwänglich die Form, so schwach ist es auch oft mit der historischen Kritik des Verfassers bestellt. Auf eine Sonderung, eine Classificirung seiner Quellen einzugehen, ist ihm nicht eingefallen. O. Klopp, v. Hammer, Riemann, Soeltl werden in bunter Reihe den gleichzeitigen Berichterstattern zugefügt, ob sie gerade Archivalien citiren, oder bloß eigene Ansichten kundgeben. Villermont, fast auf jeder Seite bitter geschmäht, wird fast auf jeder Seite benutzt; Schiller, dessen meisterhafte Schilderung an tausend kleinen Irrthümern leidet, wird geradezu an die Spitze der „glaubwürdigen Autoren" gestellt. Flüchtigkeit im Citiren der Eigennamen ist überaus häufig, und finden wir des Oefteren Kheverhiller Braulieu Montherot Lalain Corbeville Mally Wessenberg u. s. w. für Khevenhiller Beaulieu Montereau Laling Cobreville Mailly Wassenberg u. s. w. genannt. — Wenn wir schließlich alles oben Gesagte in einem Endurtheil zusammenfassen wollen, so muß erklärt werden, daß vorliegendes Werk das vorhandene Bedürfniß nach einer Biographie Mansfelds in sehr geringem Maße befriedigt hat. Die Arbeit des Grafen Uetterodt ist die eines wohlmeinenden, aber politisch und religiös viel zu befangenen Dilettanten, der noch dazu den ihm hier verhängnißvollen Irrthum hegt, eine Sache müsse nothwendig ihre Helden haben, und diese Helden dürften nichts Schlechtes gethan haben. Eine solche Verklärung aber kann ein Charakter wie Mansfeld mit Nichten ertragen, und vielleicht hat ihm der Verfasser mehr geschadet, als genützt. Die Wissenschaft hat er dabei nicht gefördert, und ein im echt-historischen Sinn geschriebenes Buch über denselben Gegenstand, das endlich einmal auch die bezügliche Flugschriftenliteratur gründlich verwerthen wird, mag immer noch eine willkommene Erscheinung auf diesem Gebiete heißen. R.